

Die Bukowina.

Ein hartumrissenes, anmutiges Land. — Jahrzehnte lang Bedeutung durch Wassererträge hinterließ fortwährenden Erfolg. — Deutsche Einwanderung ein Segen für das Land.

Die seit geraumer Zeit von den Russen besetzte, aber neuerdings wieder mehr in den Bereich der Kriegsergebnisse gezogene Bukowina wird im Munde des Volkes die „grüne Bukowina“ genannt. Und ganz mit Recht. Das Land stellt sich als ein



In Tal von Salobeni

Platens dar, welches sich im Süden an die Bukowinaer Karpaten anschließt. Das Plateau (mesogenes Hügelland) teilt sich durch mehrere dalkalilaufende Flüsse, Sereth, Suczana und Moldava, in mehrere Streifen, die je weiter gegen Süden immer dichter mit Rotbuchen bewaldet sind. Die Wälder und die längst der Flüsse sich hinziehenden Fluren und Weiden verleihen der Gegend ein sehr frisches und anmutiges Aussehen. In



Moldava.

biesen „Buchenlande“ lebt es sich da her recht angenehm. Die mittlere Höhe des Plateaus beträgt etwa 400 Meter, gegen Norden am Pruth, bei Czernowitz, fällt dieselbe auf etwa 130 Meter herab. Den südlichen Teil der Bukowina füllen die Karpaten aus, die meistens mit Fichten und Tannen bedeckt sind und das Gepräge eines ausgeprägten Gebirgslandes an sich tragen.



Die Serpentinstraße von Eile Putna.

Bukowina hat einen Flächeninhalt von nur 10,450 Kilometer und ist wirtschaftlich vollständig vernachlässigt. Dieser wirtschaftliche Rückstand des Landes steht im Kontrast zum Wohlstand in erster Linie mit der ungünstigen geographischen Lage des Landes, dann aber mit seiner kulturellen Vernachlässigung. Zwischen Galizien und Ungarn wie ein Keil



Während der Fahrt in einem Boot nach dem Hango.

eingepreßt, hat Bukowina keine unmittelbare Verbindung mit wirtschaftlichen Kulturzentren des Staates und noch weniger mit denen des Auslandes und ist bis auf den heutigen Tag ein Land der meistens primitivsten Agrilkultur geblieben. Erst in den letzten Jahren hat sich das wirtschaftliche Niveau des Landes dank der Tätigkeit des Landes kulturellen und der Kaufmannschaften teilweise gehoben. Die verarmte und schulplos ausgelieferte Bauernbevölkerung wurde von Kaufmannschaften mit billigerem Kredit versorgt und durch die Gründung von landwirtschaftlichen Genossenschaften und Veranstaltung von landwirtschaftlichen Kursen zur intensiveren Ausnutzung des sonst fruchtbaren Bodens herangezogen. Leider hat die ganze Jahrzehnte anstandslos gedauerte Herrschaft des Bucherers in der Bukowina das Land wirtschaftlich total torumpiert, so daß sogar die Kaufmannschaften infolge unsozialer Geschäfte, die sie führten, vor dem sicheren Verfall von Staat selbst nur mit schwerer Mühe gerettet werden konnten. Und einem ähnlichen Schicksal verfielen auch die Versuche der Industrialisierung des Landes, die — abgesehen von den sonst unglücklichen allgemeinen wirtschaftlichen Konjunkturen — auf einem ganz torumpierten Boden nicht gedeihen konnten und allgubald zugrunde gingen.

Die besten Geschäfte werden noch mit Holzhandel betrieben. Von der

ja sogar Russen (den sog. Lippowanern) zu tun. Vor dem 14. Jahrhundert war Bukowina rein ukrainisch (ruthenisch), worauf der Umstand hinweist, daß ukrainische Weine sogar ganz an der Grenze von Süd-Bukowina zu treffen sind. Auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt die erste Einwanderung in das Land der „Wallachen“ (Rumänen), die der Sage nach unter Wladislaus von Kiew (an der ungarisch-galizischen Grenze) kamen und von da aus in der weiteren Vorrückung im Jahre 1354 das Fürstentum „Wallachen“ gründeten. Zarogowitsch und Suczana in Süd-Bukowina bildeten dann bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts die Hauptstädte des genannten Fürstentums. Die weitere Vorrückung des rumänischen Elementes gegen die Ebene hat das ursprünglich anfängliche ukrainische Element gegen Norden allmählich zurückgedrängt.

Nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1910 hatte Bukowina eine anfängliche Bevölkerung von 794,929, welche Zahl nachstehenderweise verteilt war: Ukrainer (Ruthenen) 305,101, Rumänen 273,254, Deutsche 168,851, Polen 36,210 und der Rest — andere: Slowenen, Slowaken usw.

Was die Sprachgrenze beider einheimischer Völkerschaften — der Ukrainer und Rumänen — anbelangt, so bildet dieselbe im Gebirgslande des Landes der Fluss Moldava, obwohl ukrainische Ansiedlungen auch

produktiven Bodenschicht erfüllt nur ein Viertel auf Weiden und Weisen und beinahe die Hälfte auf die Wälder. Von den letzteren erfüllt ein beträchtlicher Teil auf die Wälder des großen orientalischen Fonds, welche unter Einwilligung des k. k. Ministeriums in Pacht gegeben werden. Im übrigen beschränkt sich das Holzhandelsgebiet des Landes auf die Hinausführung des rohen Materials nach dem Ausland, wozu meistens die Wasserstraßen — die Flüsse Pruth, Sereth, Suczana, Moldava und der Hauptfluß Dniestr — verwendet werden.

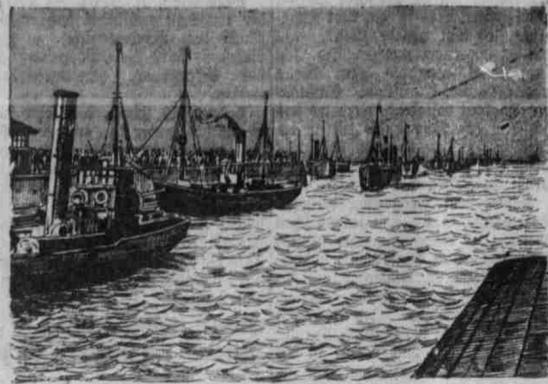
Die Haupterwerbsquelle der Bauernbevölkerung bilden der Ackerbau und die Viehzucht. Von den landwirtschaftlichen Pflanzen gedeihen Roggen, Weizen und Korn, teilweise am Hügelland des Pruthflusses Mais — von Handelspflanzen Flachs, Hanf und Raps und in der Süd-Bukowina der Weinbau. Sehr hoch entwickelt ist die Hausindustrie, wozu die runderförmigen, äußerst originelle ukrainische (ruthenische) und rumänische Ornamente wesentlich beitragen.

Von fabrikmäßigen Betrieben der Bukowina kommen in Betracht nur einige Bierbrauereien, Brauereibrennereien und im Gebirge die Sägemühlen.

Im allgemeinen beschäftigen sich etwa 90 Prozent der Bukowinaer Bevölkerung mit Forst- und Landwirtschaft, bloß ungefähr 10 Prozent entfallen auf Bergbau, Industrie und Handel.

Bukowina ist ein ukrainisch-ruthenisch-rumänisches Land, welches jedoch mehr als jedes andere Kron-

land Österreichs von verschiedenen Nationalitäten bewohnt wird. Außer der einheimischen ukrainischen und rumänischen Bevölkerung haben wir hier mit zahlreichen deutschen Kolonisten, ferner mit Polen, Ukrainern, Juden, Ungarn, Rumänen,



Englische Fischbauwer, die von der britischen Admiralität als Patrouillenboote benutzt werden.

ein deutsches Gepräge, insbesondere in den Städten, aufbrachten. Auch die deutsche Amtssprache hat sich, trotz stark zunehmender nationaler Bewegung unter der einheimischen Bevölkerung, bis auf den heutigen Tag erhalten.

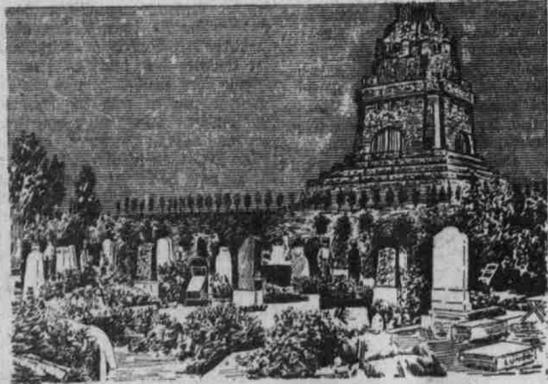
In staatsrechtlich-politischer Beziehung ist Bukowina seit jeher als österreichisch galizische Provinz betrachtet und die Bevölkerung wird tatsächlich frei aufkommen, sobald sie einmal wieder von der russischen Invasion befreit sein wird.

Zeit der Frauen-Arbeitslosen.

Wiederholt hat man auf den Einfluß hingewiesen, welchen der große Krieg auf die Gestaltung von Frauenkleider - Moden habe. Aber auch beträchtliche Veränderungen, welche bisher nie zum Reich der Sitten Mode gerechnet wurden, kann man einen solchen Einfluß bezeichnen!

Lange Zeit gailen die Arbeits - Arbeiterinnen oder „overalls“ als ausschließlich weibliche Kleidungsstücke der Männer; nur in ganz vereinzelten, kleinen Kreisen kam schließlich ähnliches auch unter Frauenbekleidern da und dort auf und trat meistens nicht an die Öffentlichkeit; abgesehen natürlich von der Bühne und von manchen athletischen Sports - Übungen.

Aber der europäische Krieg, mit seiner starken Nachfrage nach Frauen zur Verrichtung von sehr vielerlei Männer - Arbeiten — sogar Herstellung von Kriegsmaterial — hat zu einer riesigen Verbreitung von Frauen - Arbeitskleidern geführt, zunächst in kriegführenden Ländern selbst, sodann aber auch in andern, und wahrscheinlich nicht zuletzt in den



Der Kriegereidhof am Fuße des Bollererfriedensmals zu Leipzig.

fürblich vom genannten Flusse, sogar an der Südgrenze des Landes, zu treffen sind. Leider hat das „Kronland“ Bukowina dasselbe Unglück erfahren, wie die meisten „Kronländer“ Österreichs überhaupt, die, aus reinen Zufälligkeiten entstanden, mit den tatsächlich bestehenden nationalen Verhältnissen im trostlosen Widerspruch stehen.

Von den nationalen Minoritäten verdient eine besondere Beachtung die deutsche Minorität.

Die ersten deutschen Kolonisten kamen in die Bukowina im Jahre 1787 — es waren dies die Württemberger, welchen später die Sachsen, Franken, Bayern, Rheinländer, Siedebürger, Sachsen, Zipser, ja sogar Deutsche Böhmen nachfolgten. Diese Kolonisten besetzten mitunter ganze Ortsteile, die sich als rein Deutsche bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die Deutschen der Bukowina bildeten daher mit Recht den letzten Vorposten des Deutschentums im Osten. Für die Hebung der Ortsbevölkerung haben die deutschen Kolonisten sowohl in wirtschaftlicher wie auch kultureller Beziehung viel getan. Die im Lande befindlichen Eisenbergwerke, Hammerwerke und Schmelzhütten werden nur von Deutschen betrieben, ebenso das Salzbergwerk Raczka. Auch die Viehzucht wird im großen Teile von den Deutschen betrieben. Kein Wunder, daß auch die Deutschen die meisten Ämterstellen im Lande besetzen und der Bukowina

Ver. Staaten von Amerika. Manche bedeutende amerikanische Kleiderfabrikannten haben sich auch alle Mühe, diese Bewegung zu fördern, oder traten als die amerikanischen Pioniere dieser Industrie auf; sie sollen auch mit diebezüglichen Bestellungen förmlich überschwemmt sein.

Nicht nur für Fabrik - Arbeiterinnen, sondern auch für Laden - Angestellte und für viele andere geschäftlich tätige Frauen werden jetzt Frauen - Arbeiterinnen mochenhaft verlangt, und sie scheinen selbst in privaten Haushaltungen, mindestens für das Dienstpersonal, Eingang zu finden. Man findet auf einmal dieses Kleidungsstück ungeheurer praktischer Frauen, auch vom gesundheitslichen Gesichtspunkt aus, und es herrscht in den betreffenden Geschäften - Kreisen die Meinung vor, daß die Frauen - Arbeiterinnen „gekommen“ sind, um zu bleiben; dieselbe hat auch den Vorzug, daß jede Arbeiterin oder Laden - Angestellte u. s. w. auf der Straße so schön und „aufgeputzt“ sein kann, wie sie will und es sich zu leisten vermag, bis sie ihren Arbeitsplatz erreicht, worauf sie die Arbeiterinnen anlegt, ohne irgendwelche Abnutzung oder Gefährdung ihrer Ausgeh - Kleider befürchten zu müssen.

Uebrigens werden diese Arbeiterinnen nicht genau nach der Schablone derjenigen für Männer gemacht; auch ist ihr eigener Zuschnitt nicht in allen Fällen der gleiche. Doch ändert das an der Sache nichts.

Ein Wort für die Zukunft.

Neu - Protektionismus und Freihandel in England.

Während die Northcliffe-Presse bei jeder Gelegenheit geräuschvoll für eine endgültige Wendung Großbritanniens zum Schutzoll eintritt und die Fortsetzung des Handelskrieges über den Friedensschluss hinaus gewissermaßen als ein Gebot englischer Selbsterhaltung hinstellt, sind in England jene Stimmen noch keineswegs verstummt, welche mit allem Nachdruck auf die Gefahren einer solchen Abfolge an die beherrschende liberale Tradition des Landes hinweisen. Seit dem Niedertreten Siris von der Leitung des Londoner „Economist“ ist diese einflussreiche Zeitschrift allerdings aus den Reihen der temperamentvollsten Verteidiger der Freihandelsidee ausgeschieden; aber dafür hält das größte englische Provinzialblatt, der „Manchester Guardian“, seine alte liberale Ueberlieferung nach wie vor unentwegt hoch, und in seinen Spalten war und ist noch immer manches scharfe Wort gegen den Wahnsinn des „war after war“ zu lesen. Im „Manchester Guardian“ ist denn auch im Laufe des letzten Jahres eine sehr beachtenswerte Artikelserie aus der Feder des englischen Nationalökonom und Universitätsprofessors J. A. Hobson erschienen, die nachträglich erweitert und ergänzt, als selbständige Studie im Buchhandel erschienen ist. Unter dem Titel „The New Protectionism“ legt sich Hobson energisch mit den englischen Schutzöllnern älteren und neueren Datums auseinander und legt dar, daß die Vorkämpfer der Protectionisten, mit ihrer Vorzugsbehandlung unter den Verbündeten, eigentlich im Gegensatz stehen zu den alten Vätern der Imperialisten, welche im Zeichen des Schutzöllnes einen allbritischen Reichszollverein anstrebten. Werde dieser letztere verwirklicht, so läßen sich die jetzigen Ältesten vor die Lachade gestellt, daß die so laut verkündete Vereinigung letzten Endes darauf hinausläufe, daß auch für sie nach dem Kriege an Stelle des allgemeinen offenen ein geschützter englischer Markt träte. Der Verlust durch eine solche Wendung wäre wahrscheinlich größer als die Vorteile, die sich aus einer negativen Golddifferenzierung des deutschen Konkurrenzverhältnisses ergeben könnten. Auch auf die Schwierigkeiten, die sich für das handelspolitische Verhältnis zu den Neutralen aus einem Uebergang Großbritanniens zum Schutzoll und einer eventuellen Differenzierung dieser Staatsgruppen ergeben würden, weist Hobson in seinem Buche mit allem Nachdruck hin. Er betont, daß die traditionellen Sympathien, die das handelspolitische liberale England, das seinen Markt und seine Kolonien der ganzen Welt offen hielt, im 19. Jahrhundert gerade bei den kleinen Staaten Europas genöthigt, durch eine schroff schützöllnerische Wendung Großbritanniens wohl dauernd aufs Spiel gesetzt würden. Wer die helbe Welt unter seiner Platte vereinnahmt, könne sich nur durch Hochhaltung des Prinzips des handelspolitischen Liberalismus den Neid und die Mißgunst der übrigen Völker fern halten. Gegen die Verfechter des „war after war“, dieses Verbrechens, das größer wäre als die Schuld an Weltkriege selbst, weil es Europa nicht zu einem wirklichen Frieden kommen ließe, findet Hobson Worte scharfster Verurteilung, wie sie heute gegenüber einer von Balken- und Roterungsgunst getragenen Strömung wohl nur in einem Lande möglich sind, das die stolze Tradition freier Meinungsäußerung auch in Zeiten einseitig nationalstiller Erziehung hochhält. In der allgemeinen Anerkennung des Prinzips der „offenen Tür“ beim Wettbewerb um die wirtschaftliche Durchdringung noch nicht oder nur halberdrossener Länder und Kolonialgebiete sieht der Verfasser die wichtigste Möglichkeit, um in Zukunft die gefährliche Säugung neuen internationalen Konfliktstoffes zu vermeiden.

Ein engdrähliger Tod fand der Mediziner John Wellbrock von Brooklyn, der bei der Arbeit in den Anlagen der Brooklyn Elevator & Milling Co. am Fuße der Taylor Str. in eine Maschine geriet und zu Tode gequ coast wurde. Wellbrock war damit beschäftigt, eine Maschine zu steuern, als eines der Räder die Wellen erfaßte und von ihm wegzog. In seinem Bemühen, die Ranne aus der Maschine zu bekommen, geriet er selbst mit dem rechten Arm in die Zahnräder derselben. Langsam, aber mit unüberstehlicher Gewalt wurde er zwischen die Räder gezogen. Mehrere in der Nähe beschäftigte Arbeiter gelang es zwar, die Maschine zum Stehen zu bringen, aber an eine Rettung des Unglücklichen war nicht mehr zu denken. Mit vieler Mühe konnte man endlich den Leichnam herausziehen. Ein herbeigerufener Ambulanzarzt konstatierte, daß Wellbrocks Schädeldecke zerquetscht worden war und der Mann fast augenblicklich getötet wurde.

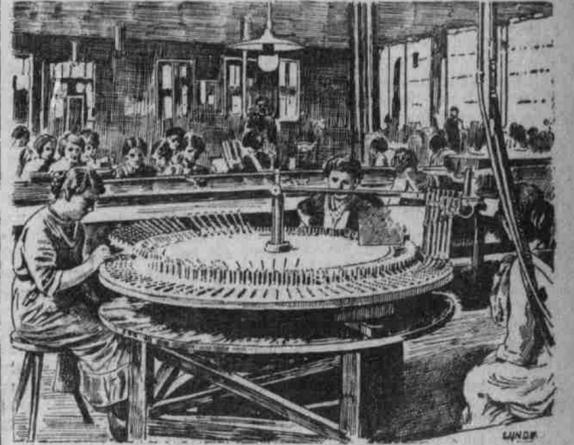
Die Herstellung feldgrauer Knöpfe.

Verhältnismäßig wenige Maschinen genügen, um dem Millionenbedarf zu genügen.

Die Ausrichtung der deutschen Militärschneiderei zeigte einen ungeheuren Bedarf an Knöpfen, hat doch der Mann je nach Kruppentell und Rang zwischen 15 und 20 Knöpfe auf der Uniform. Wie auf anderen Gebieten, so hat die deutsche Industrie auch diese neue Aufgabe auf das glänzendste gelöst. Die Militärverwaltung hat in bezug auf die Anforderungen, die an die Uniformknöpfe gestellt werden, die genauesten Vorschriften erlassen. Die Knöpfe müssen von einer ganz bestimmten Stärke sein; das Gewicht ist in den Vorschriften genau festgelegt, und es muß Gewürbe dafür vorhanden sein, daß die Dese auch bei starker Beanspruchung nicht losreißt. Zu diesem Zweck werden die Knöpfe, ehe sie von den Bekleidungsämtern abgenommen werden, einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Jeder Uniformknopf muß einem an der Dese wirkenden Zug standhalten können, der einer Belastung von 20 bis 30 Kilogramm entspricht, ohne daß sich dabei sein oberer Teil irgendwie einlenkt und die Dese sich lockert. Wie die ganze Uniform, so hat auch der Knopf sein Aussehen verändert. Er hat sich den Anforderungen des gegenwärtigen Krieges angepaßt, er leuchtet und blitzt nicht mehr wie früher. Auch hat er seine unbestimmte, zwischen grau und grün schwankende Farbe angenommen, die als „feldgrau“ bezeichnet wird, und die so glänzlich gewählt ist, daß sich ihr Träger in geringer Entfernung von



Das vom Kaiser entworfenen Marineuniformknopf.



Ein dreifarber Tisch zur Fertigung der Uniformknöpfe.

der Umgebung wenig mehr abhebt. Am feldgrauen Knöpfe herzustellen, sind eine ganze Anzahl von Vorrichtungen nötig. Zunächst einmal wird das Oberteil hergestellt, indem aus dem aus Tombal oder für helle Knöpfe aus Neusilbermetall bzw. Nickel bestehenden Blech runde Scheiben ausgefräst werden. Dies geschieht mit Hilfe einer Maschine, die mit einem Male eine ganze Anzahl von Scheiben aus dem Blech heranschlägt. Dann werden die Scheiben geprägt, wozu eine Kräftepresse verwendet wird, die jenen ähnelt, wie sie in den Wagnsstätten gebraucht werden. Inzwischen hat eine andere Presse aus dem ihr zugeführten Draht selbständig die Dese angefertigt. Nun handelt es sich darum, die Dese an die Unter-

sechs Oberteile des Knopfes in die zu diesem Zwecke auf der Tischplatte angebrachte, strahlenförmig verlaufende Aussparung und gibt etwas Röhrlüber hinein. Ueber jeder Knopfdese befindet sich ein Halter, an dem sechs Dese so hängen, daß

sie beim Niederlegen des Halters an die richtige Stelle der Knöpfe kommen. Dreht sich nun der Tisch, so senken sich die Desehalter, jede Dese wird auf den darunter liegenden Knopf festgedrückt. Nun treten an der Stelle des Tisches, wo die nächste Arbeiterin sitzt, sechs Röhrläufen in Tätigkeit. Die Röhrläufen schmelzen das Lot, wodurch die Dese und Knöpfe vereinigt werden. Der Tisch dreht sich hierauf weiter, und nun bürtet die dritte Arbeiterin mit Hilfe einer Bürste die fertigen Knöpfe heraus. Sie werden nach ihrer Fertigstellung noch durch Behandlung mit Sand rauß gemacht, sodas sie nicht mehr glänzen können, und schließlich noch durch Ansprühen mit der bekannten graugrünen Farbe überzogen.



Die Halle.